

Veilchen



Inhaltsverzeichnis

- S.3 Lesetagebuch Juli bis September 2011 [*Andrea Herrmann*]
- S.7 Im Wirbel der Jahreszeiten [*Michael Johann Bauer*]
- S.8 Die Tablette [*Johannes Witek*]
- S.10 ‚Martha‘ oder die Wandlung der Vögel [*Holger Hartenstein*]
- S.13 Ein Stück des Weges [*Elfriede Camilla Herold*]
- S.15 Eingenickt [*Karl Farr*]
- S.16 Mein Traum [*Angelika Schranz*]
- S.17 lauf kundschaft [*Arno Peters*]
- S.18 Rezension: „Spiegelschrift“ von Norbert Sternmut [*Andrea Herrmann*]
- S.19 Rezension: „Teufel auch! – Ein höllisches Lesevergnügen“ von Jürgen Ludwig (Herausgeber) [*Andrea Herrmann*]
- S.20 Rezension: „Der Rosenmagier II – Kampf um das Wolkenschloss“ von Bettina Weber [*Andrea Herrmann*]
- S.22 Presseinformation: „Islas Canarias“ von Wolf Schneider
- S.24 Wettbewerbe [*Andrea Herrmann*]

Liebe Leserin, lieber Leser,

was für ein Sommer! Mittelmäßige Temperaturen sind abgeschafft, es gibt nur noch unter 20°C und über 30°C! Auch ansonsten erleben wir Science Fiction pur: Ein Hurrican in New York, zivilisierte Länder gehen reihenweise in Konkurs, Atomkraftwerke werden abgeschaltet, während wir Lebensmittel verbrennen, um Autos zu betanken.

Leider konnte ich weder Hitze noch Kühle richtig genießen wegen diverser Wehwehchen und daher musste ich manches Mal den Fuß hochlegen oder den Kopf flach. In dieser erzwungenen Bewegungslosigkeit las ich viel, wie Sie im Lesetagebuch feststellen werden.

Ich wünsche Ihnen viel Freude an der Herbst-Ausgabe des Veilchens!

Andrea Herrmann

Titelbild: „Fenster bei Nacht“ von Andrea Herrmann

Das „Veilchen“ erscheint alle drei Monate und kann gegen 2,50 € in Briefmarken bestellt werden (außerhalb Deutschlands mit entsprechendem Versandkostenaufschlag).

Bestellungen und Beiträge an: „Veilchen“, c/o A. Herrmann, Daimlerstr. 121, 70372 Stuttgart oder per E-Mail: veilchen „at“ geschichten-manufaktur.de

Alle Rechte bei den Autoren. Manuskripte bis vier Seiten Umfang sind willkommen.
Ältere Ausgaben der Zeitschrift finden Sie auch zum Herunterladen auf der Webseite:
www.geschichten-manufaktur.de/veilchen.html

Lesetagebuch Juli bis September 2011

Glauben Sie nicht, dass ich hier über alles berichte, das ich gelesen habe. Es war noch viel mehr. Durch eine Verkettung von Krankheiten war ich diesen Sommer öfter mal an den Stuhl gefesselt und musste lesen statt Sport zu treiben. Und dabei kam dann Folgendes heraus...

Carol Berg, woher kennen Sie meine Träume und Albträume? „*Tor der Verwandlung*“ vereint archetypische Traumbilder zu einem schmerzhaften Kampf um Vernichtung oder Rettung der Welt. Prinz Aleksander, der zweitmächtigste Mann im mächtigsten Reich hat zwei Gesichter – das des jähzornigen, brutalen Prinzen und das eines gütigen, klugen Menschen, der die Welt retten könnte. Nur der Sklave Seyonne erkennt die böse Macht, welche um den Prinzen ihre tödlichen Intrigen spinnt. 16 Jahre Sklaverei machten aus Seyonne, einst ein mächtiger Wächter-Magier, ein demütiges Wrack. Doch angesichts dieser Gefahr regt sich in ihm die frühere Verantwortung, und er muss erkennen, dass es nicht ein magisches Ritual war, das ihm vor 16 Jahren seine Kräfte raubte, und auch nicht die ständigen Demütigungen. Er muss zu seinem Lehrer zurück kehren, um seine härteste Lektion zu lernen. Und auch der Prinz lernt seine Grenzen kennen, er muss Hilfe annehmen und selbst helfen. Carol Berg ist es gelungen, ganz glaubwürdig die Veränderung zweier Menschen zu beschreiben sowie das Wachsen einer Freundschaft zwischen zwei Menschen, die verschiedener kaum sein könnten.

Auch „*Solange du lügst*“ von Sarah Waters macht Albträume wahr. Bis Seite 196 hielt ich diesen Roman für eine nette Dickens-Imitation. Die Erinnerung an „*Oliver Twist*“ drängt sich auf, wenn in Londons Schmuttelhäusern Berufsgauner Kinder zu Dieben erziehen und eine schauerliche Intrige gesponnen wird. „Ist es nicht ganz furchtbar niederträchtig, was du da vorhast?“ fragt sogar die kleine

Taschendiebin. Ab Seite 196 (Hardcover-Ausgabe) jedoch stellen wir Leser fest, dass wir hereingelegt worden sind. Die Geschichte ist komplizierter als irgendeiner der Beteiligten glaubte. Für Maud und Susan scheint es kein Entrinnen zu geben, denn der Betrug, in den sie verwickelt sind, wurde bereits kurz nach ihrer Geburt begonnen. Kann die Liebe sie retten? Lassen Sie es mich so sagen: Ich setzte mich an einem Samstagnachmittag ins Café, um „ein Stündchen zu lesen“ und plötzlich ging die Sonne unter. Dieses Buch kann Sie verschlingen!

„*Die Hüterin der Gewürze*“ von Chitra Divakaruni verlangt vom mitteleuropäischen Leser etwas Eingewöhnung, doch wenn man sich an den pathetischen Schreibstil gewöhnt hat, entfaltet er all seine bunte Pracht. In diesem Buch prallen Welten aufeinander. Altertümliche indische Magie trifft auf die Brutalität der amerikanischen Großstadt. Der Zauber steckt in einem winzigen Ladengeschäft, seinen Gewürzen und in dem Herzen der jungen alten Tilo hinter der Theke. Nichts ist, was es zu sein scheint, und das macht alles möglich. Ein unsichtbares Netz des Schicksals wird gewoben und zerrissen: strenge Regeln, mächtige Zaubersprüche, kein Wort ohne Bedeutung, kein Ton ohne Geschmack. Tilo bricht die Gesetze ihrer eigenen Magie, um zu helfen, schadet, heilt, hilft, leidet mit und liebt. Sie gewinnt und verliert, wird bestraft und erlebt Wunder. Es geht um die Macht und die Ohnmacht von Magie und Liebe. Und die gesamte Geschichte ist durchweht von dem Duft der Gewürze.

„*Die Vagabundin – Fanny Stevenson und die Schatzinsel*“ von Alexandra Lapiere ist eine Biographie, die sich wie ein Roman liest. Die Autorin hat Fanny Stevenson, der Frau von Robert Louis Stevenson, jahrelang hinterher recherchiert, Briefe und Erinnerungen gesammelt und alles zu einem lückenlosen, lebendigen und

detailreichen Lebensbericht von 650 Seiten zusammengestellt. Fannys Leben war prallvoll: Weite Reisen, Goldgräber und Indianerüberfälle, ihr kleines Häuschen in San Francisco, eine Pariser Kunstschule und die Künstlerkolonie von Grez, ihre drei Kinder. Es ist ein Leben voller Elan, Träumen, „Kopfentzündungen“, kühner Ideen und beharrlicher Umsetzung, aber auch Krankheit und Tod. Ein Leben kann lang und ausgefüllt sein, wenn man immer wieder bereit ist, das Besondere zu wagen. Alexandra Lapiere hat diese Fülle in allen Farben des Regenbogens beschrieben und somit Fanny ein Denkmal gesetzt.

Zwischendurch ein Jugendroman: Hin und wieder wage ich das Experiment, eine Geschichte erneut zu lesen, die mich in meiner Jugend gefesselt hat. Erfreulicherweise genieße ich diese auch heute noch. „*Der Adler der Neunten Legion*“ von Rosemary Sutcliff ist darum ein Jugendbuch, weil Jugendliche es verstehen können. Diese geradlinige Geschichte geradliniger Menschen ist tiefinnig und realistisch. Die Neunte Legion der römischen Besatzer zog in Großbritannien mit viertausend Mann in den von britannischen Stämmen bewohnten Norden und wurde niemals wieder gesehen. Mit ihr verschwand die Standarte mit dem Adler, und darum hatte das römische Heer nie wieder eine Neunte Legion. Der junge Centurio Marcus will herausfinden, was aus seinem Vater wurde, der die Neunte Legion anführte. Und so bricht er mit seinem Freund germanischen Esca auf zu einer Reise hinter „den Wall“, bei der sie ganz auf sich gestellt sind. Thema dieses Romans ist das Aufeinanderprallen von 16 Jahren Sklaverei Kulturen, und der Wert von Freiheit und Freundschaft. Sutcliffe schreibt wunderbar anschaulich, so dass der Leser den Wind auf der Haut spürt und den Herbst riechen kann. Sorgfältig ausgearbeitete Dialoge und differenzierte zwischenmenschliche Beziehungen runden nicht nur diesen Roman ab, sondern alle Sutcliffe-Romane. Ihr Verdienst ist es, die Inhalte des Geschichtsunterrichts lebendig zu machen,

indem sie historischen Ereignissen ein Gesicht und eine Stimme gibt. Bis ins kleinste, alltägliche Detail hinein gelingt ihr die Authentizität.

Einer der magischsten Romane überhaupt ist „*Aller Menschen Ebenbild*“ von William E. Barrett. Der amerikanische Maler Kirk Donner reist nach Deutschland in ein Dorf namens Friedheim, um einem kaum bekannten Maler des 17. Jahrhunderts nachzuforschen. Ausgelöst wird diese Reise in die Vergangenheit und Zukunft durch ein Gemälde, das ein New Yorker Kunsthändler in einem geheimen Raum verbirgt und dessen Anblick er nur mit seinen Freunden teilt. Alle glauben, in diesem Bild stecke etwas Böses, nur Kirk, der Atheist, erträgt dessen religiöse Botschaft: Das Gemälde zeigt Jesus, der vor Pilatus steht, von der Menge angeschrien, bespuckt und mit Steinen beworfen. Skandalöserweise erkennt jeder Betrachter sich selbst in „der Menge“, sein eigenes Gesicht gehört einem derer, die Jesus den Tod bringen. So wird aus der bekannten Botschaft, der Sohn Gottes sei für die Sünden aller Menschen gestorben, ganz eindringlich: „Er ist für DICH gestorben, der du hier und heute vor diesem Bild stehst.“ Der Kunsthändler verliert seine Freunde und einer davon stirbt an gebrochenem Herzen. Kirk, der weder an Gott noch an das Böse glaubt, begibt sich auf eine Suche nach den Fakten und recherchiert in verschiedenen Städten Deutschlands. Seine Ausbeute bleibt mager, bis er Rohlmann in dessen Heimatstadt nachspürt: der deutschen Kleinstadt-Mentalität und der damaligen Pestwelle, vor denen Bonifatius Rohlmann nach Italien floh, und zuletzt wird er in seiner Heimatstadt mit seiner Gefährtin Kati gemeinsam als Hexer verbrannt. In Friedheim finden zurzeit die Passionsspiele statt, die seit dem 17. Jahrhundert als Dank für das Ende der Pest gefeiert werden. Diese historische, entrückte Atmosphäre zieht Kirk und Joan in ihren Bann. Joan ist eine amerikanische Journalistin – ebenfalls aus New York – und als gute Katholikin nach Johanna von Orléans benannt.

Gemeinsam spüren sie den Fragen nach Schuld, Gut und Böse nach. Verzaubert wird dieser Roman durch die Magie der Künste, die sich in diesem Roman vermischen: Kirk malt Steinstatuen und zeichnet Gebäude, die Passionsspiele bilden Gemälde nach, Friedhelm wurde sternförmig gebaut, die Dorfkirche umrahmt Rohlmanns Maria, die durch die Straßen Friedheims wandelt, der Geigenbauer spielt Theater und der Schnitzer möchte malen. Während Kirk sich der religiösen Stimmung verschließt, verzaubert ihn diese Allgegenwärtigkeit der Kunst.

Und wieder ein Häkelkrimi: „*Die dünne Frau*“ von Dorothy Cannell enthält die üblichen Zutaten eines Kriminalromans: einen Todesfall und eine beträchtliche Erbschaft, exzentrische Verwandte, ein gruseliges altes Haus, tödliche Drohungen, Geheimnisse, Regen und Sturm. Ellie und ihr angeblicher Verlobter Ben können das gesamte Vermögen Onkel Merlins erben – wenn sie sechs Monate lang in seinem vergammelten Schlösschen wohnen und ein paar Bedingungen erfüllen. Ellie muss 15kg abnehmen und Ben ein Buch schreiben, das kein einziges obszönes Wort enthält, und gleichzeitig müssen sie einen Schatz finden. Mysteriöse Unbekannte platzieren Hinweise auf den Schatz, während gleichzeitig erschreckend gefährliche Unfälle passieren. Die Brutalität der Geschichte wird abgemildert durch Freundschaft und Liebe, die zynisch-coole Haltung der Hauptpersonen, die Umgestaltung des Gruselschlosses in ein gemütliches Heim einschließlich einer Küche, in der kulinarische Köstlichkeiten gezaubert werden, sowie diverse Lebensrettungen, die an Wunder grenzen. Sprachlich originell und dicht lässt der Roman niemals Langeweile aufkommen. Ein paar Kostproben des Schreibstils wären: „eine ekelregende Abbildung von zwei ineinander verschlungenen Herzen“, „Ob die Kellnerin was merken würde, wenn ich ihn mit der Gabel erstach und das blütenweise Tischtuch Blutflecke bekam?“ „Bens Auto ging auf und davon wie ein

Leopard, dessen Käfigtür plötzlich offensteht. Ich trat aufs Gaspedal, hupte zweimal, um Jonas [den Gärtner] anzutreiben, der säumig dem Haus zustrebte, und zischte die Auffahrt hinunter, vorbei an Tante Sybils Häuschen, durch das windschiefe Eisentor und auf die Küstenstraße. Die Spitzkehren verlangten einiges Geschick, aber ich lebte richtig auf, wie ein Schulmädchen, das den ersten Tag der Ferienfreiheit genießt. Gott sei Dank begegneten mir keine anderen Autos, und obwohl ich an einer Bushaltestelle vorbeifuhr, kam mir kein schwerfälliges Ungetüm voller Urlauber entgegen. Höflicherweise Platz zu machen hätte bedeuten können, in den Abgrund auszuweichen. Im Frühling war die Aussicht hier bestimmt grandios. Doch jetzt war die See träge und aufgedunsen, teilte Watschen an die Felsnasen aus wie ein graugesichtiges, zänkisches altes Weib.“ Bereits als sich die Verwandtschaft zu einem harmlosen Familientreffen versammelt, erwartet man einen nächtlichen Mord, doch alle überleben – für dieses Mal. Bei den späteren Unfällen wissen unsere Helden gar nicht, wen ihrer Verwandten oder gar Hausgenossen sie verdächtigen sollen, denn alle verhalten sich seltsam und auffällig. Dezent eingestreute Hinweise führen letztlich zum Schatz und zum Möchtegernmörder, wobei der Leser den Helden durchaus einen Schritt voraus sein kann, wenn er Acht gibt. Abgerundet wird dieser Roman durch ein grandioses Finale auf dem Friedhof. Alles in allem also ein sorgfältig gemachter Krimi, den man auch gerne zwei Mal lesen kann. Vielen Dank an Herr Farr für diesen Tipp!

In „*Der dritte Zwilling*“ konstruiert Ken Follett aus klassischen Thriller-Elementen (die bösen Gentechnik-Forscher, die engagierte junge Forscherin, die die Wahrheit sucht und sich von nichts zurück schrecken lässt, der irre Psychopath, das blonde vollbusige Opfer) einen Roman, der den Leser dann wider Erwarten doch noch fesseln muss, trotz des üblichen amerikanischen Bestsellerstils. Denn: So

geschickt sind die Handlungsstränge ineinander verwoben, Unerhörtes passiert in einem rasanten Tempo, so dass innerhalb einer Woche die Welt unserer Heldin vollständig zusammenbricht. Sie wird gejagt und jagt selbst, und alles passiert genau im richtigen (bzw. falschen) Augenblick, um den Leser außer Atem kommen zu lassen.

Und hier ausnahmsweise ein Film: „*Der Name der Leute*“ ist ein durchkomponiertes Kunstwerk über Multikulti und Faschismus, Tabus und Familiengeheimnisse, und wie diese das Leben und Lieben des Einzelnen steuern. Es geht um verlorene Unschuld, verlorene Kindheiten, um den Kampf, die Welt zu verbessern oder einfach nur ein heiles Privatleben zu führen. Um moralische Fragen wie „Ist es richtig, zehntausende von Hühnern nach dem Vorsichtsprinzip zu vergasen?“ Oder: „Wenn es auf der Erde nur noch Mischlinge gibt, wird dann Friede sein?“ In diesem Film ist kein Ton und kein Bild dem Zufall überlassen, alles trägt eine tiefere Bedeutung und eine eigene Aussage.

„*Mort*“ ist der Lehrling von TOD. Mit diesem Roman führt uns Terry Pratchett ein in die Geheimnisse von Zeit und Raum. Gemeinsam mit Mort lernen wir, was nach dem Tod mit unserer Seele geschieht und auch, was folgt, wenn man die Geschichte zu ändern versucht. Während Mort als Vertretung von TOD den einen oder anderen Fehler begeht, versucht der TOD, sich nach Menschenart zu amüsieren. Doch weder Angeln noch Tanzen, Würfelspiel noch Suff bereiten ihm so richtig Freude. Als der Tod eines Morgens nicht nach Hause kommt, sorgen sich seine drei Hausgenossen, denn wenn nicht täglich die Knoten des Schicksalsnetzes neu berechnet werden, dann ist das Universum am Arsch und Menschen sterben nicht mehr am Ende, sondern irgendwann mitten während ihres Lebens. Abstruser Ulk oder alltägliche Situationen scharfsinnig

beobachtet sowie beinahe tiefsinnig-philosophische Weisheiten machen diesen Roman zu einem atemberaubenden Leseabenteuer, bei dem einem jeder Satz auf der Zunge zergeht.

Zu guter Letzt zurück in die Realität: „*Nomadentochter*“ von Waris Dirie ist ein autobiographisches Buch über die Rückkehr der verlorenen Tochter nach Somalia, aus dem sie vor zwanzig Jahren als junges Mädchen floh, als sie mit einem alten Mann verheiratet werden sollte. Ihr märchenhafter Aufstieg zum Top Model war Thema ihres ersten Buchs „*Wüstenblume*“ gewesen. Dieses braucht man nicht gelesen zu haben, um diesen zweiten Band zu verstehen. Es ist ein Buch über alles, was im Leben wichtig ist: Familie, Heimat, Verbundenheit – ob in Somalia, New York oder Amsterdam. Heimat lässt sich durch keine neue Welt ersetzen, und doch hat ihr neues Leben Waris geprägt, so dass sie Somalia mal mit dem Auge des somalischen Mädchens sieht und mal mit dem Auge einer Amerikanerin. Da vermischt sich der Schmerz über Machismus und Stammesklüngelei mit der Freude, dazu zu gehören. Auf einen Kinderwagen kann Waris gerne verzichten, jedoch nicht auf ihren Stolz. Endlich lernt der Leser die ruppig-knurrigen-humor-und-liebevollen Eltern von Waris kennen, die ihre Tochter damals beschneiden ließen und mit einem Greis verheiraten wollten. Diese Grausamkeit erwuchs aus einer fatalen Schicksalsergebenheit und dem Hochhalten von Traditionen, die nicht nur schmerzen, sondern auch schützen. Obwohl ihre Eltern sie damals zu einem gehorsamen Mädchen erziehen sollten, sind sie nun stolz auf diese starke junge Frau, die zu ihnen zurück kehrt und ihnen ihre Liebe schenkt.

Andrea Herrmann

Im Wirbel der Jahreszeiten

Mein Verfolger ist ein Schattenwald im Herbst, er trägt seine Stimme zwischen den Lippen wie einen Baum, als Ausdruck seiner Generosität. Eiserne Stürme zerbrechen an der Lauterkeit meiner Taten und ich entwinde mich den Krallen eines Schicksals, das nicht existiert, mich übergebend, meinem Schicksal.

Und die Nacht, sie ruft ihr Sorgenkind, den Frühling, das frühe Wort im Mann, das ihn zum Verbrecher werden lässt. Genuss. Augenblicke später kondensieren bereits die Schandtaten sich theatralisch gebender Gottheiten auf dem Zauberglas der Unruhe, deren Kunst es ist, sich selbst zu deflorieren.

Und die Silhouette einer schwarzen Lilie liegt blendend auf meinem Traum, bin ich doch ein Liebhaber blumiger Worte – meine blumigen Worte, jedoch, haben, dem Sommer gleich, zahlreiche Dornen! Und Impulse der Verwegenheit zittern auf schmalen Visagen, monströse Apparate archivieren den Willen, der sich im Moment ihres Entstehens breitgemacht hat auf Gefilden, in denen sein Untergang Sünde ist! Umnachtung! Schreie! Gewöhnlichkeit plakatiert die Welt mit ihren abstrusen Abszessen, nichts ist im Einklang mit dem Absoluten, keine Hierarchie der Elemente. Augen des

Wahnsinns, die sich dehnen und strecken, sich hineinwinden in die Glückseligkeit einer falschen Realität und darin ersticken, während draußen der Winter brüllt: nichts als inhalierte Attitüden, meine Eingeweide stöhnen verzerrt.

Michael Johann Bauer, Februar 2011

**29.06.1979 in Schrobenhausen, Deutschland, lebt als Umweltpädagoge in Brunnen, Deutschland. Hat Forstwirtschaft in Weihenstephan, Freising, studiert und sich danach auf Pädagogik spezialisiert. Die Poesie des Absoluten ist sein Leben, seine Liebe, seine Leidenschaft. Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften und Anthologien, zuletzt: „alltag“ (Gedicht), Bonn 2010, in der Literaturzeitschrift „Dichtungsring“ Ausgabe 39; „Der Worthauer“ (Kurzgeschichte), Hitzacker 2010, in der Literaturzeitschrift „phantastisch!“, Ausgabe 39; „Flucht, nach vorn“ (Kurzprosa), Berlin 2011, in der Kurzprosa-Anthologie „Kühner Kosmos“, die im Rahmen eines dementsprechenden Wettbewerbs entstanden ist.*

Die Tablette

Wir öffneten die Tür und betraten den Raum. In dem Raum befand sich nichts, außer einem großen Bett, das genau in der Mitte stand. In diesem Bett lag eine Frau. Sie starrte mit großen, weitaufgerissenen Augen an die Decke. Ihre Augen waren unnatürlich hell, sie leuchteten geradezu. Im Raum war es dunkel.

„Was machst du da?“ fragten wir die Frau. „Was ist passiert?“

„Es ist noch nicht so weit“, sagte sie mit leiser, zitternder Stimme. „Es ist doch gerade erst passiert. Ich *weiß* in der normalen Zeitrechnung, in Monaten und Stunden und Jahren liegt es schon ein Stück weit zurück, und kein kleines Stück mehr. Aber für mich ist es gerade erst passiert. Ich brauche noch etwas, also lasst mich in Ruhe. Ich brauche noch etwas Zeit und ich werde sie mir nehmen. Das versteht ihr doch, oder? Und wenn ihr es nicht versteht, ist es mir auch egal.“

Während sie diese Worte sprach, starrte sie unverändert weiter die Decke an. Sie sah uns kein einziges Mal an beim Sprechen.

Wir gingen raus und sofort wieder rein.

„Wie läuft’s?“ fragten wir sie.

„Es ist schon anders als das letzte Mal“, sagte sie. „Aber noch lange nicht gut. Weit entfernt von gut. Vielleicht wird es auch nie wieder so. Zwei Schritte nach vorne, einer zurück. Zwei nach vorne, einer zurück. Gelegentlich auch 3000 zurück. Aber dann wieder nach vorne. Ich bin noch nicht am Ende. Noch nicht.“

„Hör mal“, sagten wir. „Wir sind hier, um dir zu helfen.“

„Mir kann keiner helfen“, sagte sie. Sie sah uns nicht an. „Mir braucht auch keiner helfen. Ich helfe mir selbst.“

„Niemand kann das alleine schaffen“, sagten wir.

„Ich schaffe das alleine“, sagte sie.

„Ja, jetzt kommt dir das so vor“, sagten wir. „Weil es hell ist und Tag und überall Menschen. Aber bald schon wird das anders sein. Es wird dunkel und du bist dann allein. Was dann?“

„Es ist auch jetzt nicht hell und da sind keine Menschen“, sagte sie. „Das kommt euch vielleicht so vor. Aber ich weiß es besser.“

„Hör zu“, sagten wir. „Wir haben hier eine rote Tablette und wenn du die nimmst, wird nichts mehr sein, wie es mal war.“

„Na toll“, sagte sie.

„Wir meinen es ernst“, sagte wir. „Wir sind hier, um dir zu helfen. Diese Tablette ist zu 100% natürlich, zu 100% vom Körper absorbierbar. Kein Kopfweh, keine Nebenwirkungen, keine Langzeitfolgen. Alles was sie macht, ist, dass es dir besser geht. Sie schaltet einfach den Schmerz ab, die Angst, die Verwirrung, den Zweifel ... all das. Zack – und alles ist weg. Es wird dir einfach nur *gut* gehen.“

„Ich will die Tablette nicht“, sagte sie.

„Aber hör mal, es ist doch sinnlos, zu leiden, wenn es eine *Alternative* gibt. Es ist verständlich, dass es einen *gewissen* Sinn haben kann, zu leiden, wenn es nicht anders geht – was will man da sonst auch machen? Aber wenn es auch anders geht? Wenn es eine *Alternative* gibt? Das macht doch überhaupt keinen Sinn. Die Tablette ist besser als alles, was du durch das Leiden erreichen könntest. Also, worauf wartest du?“

„Ich will die Tablette nicht“, sagte sie.
„Überleg es dir. Das Angebot gilt, aber es gilt nur *jetzt*. Wenn du jetzt nein sagst, dann ist es für immer vorbei. Überleg es dir: Keine Schmerzen mehr, kein Leiden. Nur noch ruhige, angenehme Heiterkeit. Denk darüber nach.“
„Lasst mich allein“, sagte sie.
„Sie versteht uns nicht“, sagten wir. „Sie versteht nicht, was wir von ihr wollen.“
„Ich verstehe alles“, sagte sie.
„Sie glaubt uns nicht“, sagten wir. „Sie glaubt nichts davon.“
„Ich glaube alles“, sagte sie.
„Und trotzdem willst du die Tablette nicht? Trotzdem willst du sie nicht?“
„Ich will sie nicht“, sagte sie.
„Das verstehen wir nicht“, sagten wir.
„Und wir glauben dir nicht.“
„Das ist mir wurscht“, sagte sie.

Wir gingen raus und sofort wieder rein. Diesmal hatten wir den Probanden dabei.
„Das ist der Proband“, sagten wir zu der Frau auf dem Bett. „Er hat die Tablette genommen. Ihm geht es gut.“
„Mir geht es gut“, sagte der Proband.
„Mir wurscht“, sagte die Frau auf dem Bett.
„Wie wars vorher?“ fragten wir den Probanden.
„Schlimm“, sagte er.
„Wie ist es jetzt?“ fragten wir.
„Super“, sagte er.
„Wie ist der Unterschied?“ fragten wir.
„Welten dazwischen“, sagte er.
„Interessiert mich nicht“, sagte die Frau auf dem Bett.

Wir holten die anderen Probanden auch noch dazu. All die anderen Probanden. Eigentlich war der Raum nicht groß genug dafür, trotzdem hatten sie Platz.
„Uns geht es gut“, sagten sie im Chor.
„Wir haben die Tablette genommen und jetzt geht es uns gut.“
Sie sprachen mit normaler Lautstärke, aber weil es so viele von ihnen waren, zitterten die Wände davon.
„Gut, gut, gut“, sagten sie.

Dann begannen sie, ein Lied zu singen. Es war ein altes Kinderlied. Schöne Harmonien, aber irgendwie war der Text unheimlich. Was, wenn man darüber nachdenkt, bei allen alten Kinderliedern so ist.

Die Frau auf dem Bett bewegte sich nicht. Wir gingen wieder raus.

„Ein schwerer Fall“, sagten wir. „Ein sehr schwerer.“

Wir versuchten, unseren täglichen Geschäften nachzugehen, aber irgendwie funktionierte das nicht mehr. Die Frau auf dem Bett da drinnen setzte uns zu.

„Unsere täglichen Geschäfte funktionieren nicht mehr“, sagten wir zu ihr. „Die Mitte hält nicht mehr, die Welt zerfällt. Das Bruttoinlandsprodukt grundelt am Boden und die Konjunktur ist im Arsch. Das geht so nicht. Wir sind hier eine Gemeinschaft, da muss jeder mitmachen, ob er will oder nicht. Nicht aus Zwang, sondern auf Basis von VERSTÄNDNIS und MITEINANDER und LIEBE.“

Die Frau sagte nichts.

„LIEBE, LIEBE, LIEBE“, sagten wir.

Die Frau sagte nichts.

Wir begannen, ihr aus der Bibel vorzulesen und aus Romanen von Jane Austen. Wir verpassten ihr eine Fußmassage und erklärten, dass bald das Ufo kommen und uns alle retten würde. Wir streichelten sie, berührten sie, schlugen sie, schliefen mit ihr. Erst mit ihr, dann mit uns selber. Erst nacheinander, dann parallel. Wir führten Kriege, gründeten Kulte, rotteten erst die eine Hälfte von uns aus und presste sie dann wieder neu in die Welt. Wir standen in Krankenhauseinfahrten und auf Hausdächern, tanzten in Garagen, waren unsicher in Kaffeehäusern, lasen Horoskope wie Grabsteine und sehnten uns nach mehreren Ländern. Der Mond sah uns zu dabei und all die Blumen winkten.

Es half nichts: Am Ende blieb nur eines: Wir mussten die Tablette nehmen, wie wir das immer getan haben und immer tun werden, seit Anbeginn alles Erdenklichen

und bis zum Ende desselben. Wir nahmen sie. Und nahmen sie und nahmen sie und nahmen sie. Wir nahmen sie morgens, wir nahmen sie abends, dazwischen und in den Pausen. Es hörte gar nicht mehr auf.

Sie sah uns zu dabei, sie sah, wie wir sie nahmen und was wir da machten, sie sah uns an mit diesen unnatürlich hellen Augen, in denen sich nichts spiegelte und was sie sah, war das: wie schlecht es uns gegangen war, und wie es uns erst langsam besser ging, und dann richtig gut. Und als sie sah, wie gut es uns jetzt ging, wie

wirklich wirklich gut, wie so sehr das Gegenteil von schlecht, da lächelte sie zum ersten Mal, ein wundervolles Lächeln: schweigend und ein bisschen mysteriös, wie Frauen das manchmal tun.

Johannes Witek
geboren 1981. Lebt und studiert in Salzburg. Veröffentlichungen in diversen Zeitschriften und Anthologien + „Was sie im Norden der Insel als Mond anbeten, kommt bei uns im Süden in die Sachertorte“, Gedichte und Prosa; Chaotic Revelry Verlag, Köln.

„Martha“ oder die Wandlung der Vögel

Heulend blies der Wind durch den Vorgarten, als die Großmutter mit ihrer Enkeltochter Komoran aus dem Fenster blinzelte und das Kind voller Freude ein paar kaum sichtbare Schneeflöckchen vom Fenster pustete. Ein trüber Tag und mit Schnee gesegnet, nichts war mehr begrünt. In Gedanken versunken murmelte leise die alte Frau: „In wenigen Tagen, mein Kind, schreiben wir schon wieder das Jahr 2051 – wie doch die Zeit vergeht.“ Und sie spazierte zum großen Wandkalender mit dem Bild eines riesigen Eiskristalls und tippte auf ein Datum.

Beide sahen dann in den grauen Wintertag, und während dunkle Wolkentürme am Himmel dahin zogen, rüttelte der Wind derb an den Fenstern, die Wedel der Palme vor dem Haus wurden von ihm gepeitscht.

„Ich finde, es müsste mal wieder richtig schneien, Komoran, damit du erleben könntest, was und wie das ist – ganz viel feiner, weicher Schnee, so viele Flocken, dass man einen Schneemann daraus bauen kann. Aber woher sollen sie nur kommen, wenn es auf unserer Erde immer wärmer wird?“

Komoran erstaunte über den wehmütigen Ton der Großmutter, die über etwas sprach, was das Mädchen nur aus Filmen und von Fotos kannte. Trotzdem

betrachtete das Mädchen sie mit munteren Augen.

„Früher gab’s noch Wetterumstürze, da bekamen die Alten immer Rheuma, schiefen schlecht, spürten nachts und tags die Kälte in den Knochen, die du gar nicht mehr kennst. Aber auch diese Krankheit gibt’s ja schon lange nicht mehr. – Du lächelst, Kind?“

Mit der Hand strich sie zart über Komorans Kopf.

„Aber schau doch in unseren Garten, Großmutter, in dem meistens die Sonne scheint und keine Palmen mehr erfrieren.“

Das sollte Großmutter versöhnlich stimmen.

„Schimpfe nicht, Oma, ich kenne den Schnee doch von Filmen und den Fotos aus deiner Kinderzeit, und ...“

„... Gefallen sind die Flocken, immer vom Himmel zur Erde, glaub mir das“, fiel sie lebhaft ihrer Enkelin ins Wort. „Nicht waagerecht wie diese sturmzerzausten Staubkörnchen da draußen. Manchmal landeten sie direkt auf der Nasenspitze.“ Und sie stupste die Nase des Mädchens an. Komoran schenkte indes ihre ganze Aufmerksamkeit einem großen, schwarzen Vogel, der auf dem Gartentor hockte, wie sie noch nie einen gesehen hatte. Die Augen des Tieres waren groß und glänzten braun, das Gefieder makellos rein und

schillernd wie gewachste Schuhe. Nur ein Flügel hing etwas herab.

Komoran lachte das Herz, als sie diesen so prächtigen Zweibeiner sah. Deshalb fragte sie neugierig: „Was ist denn das für ein Vogel, Großmutter?“

„Wir Menschen heißen ihn Krähe, Kind.“

„Gut, gut, aber was ist das – eine Krähe?“

Großmutter dankte ihr mit einem Blick, weil sie es gern hatte, wenn Komoran so klug fragte.

Trotzdem bedurfte es gewisser Mühe, Komoran diesen schwarzen Vogel zu erklären. Wie sollte denn das Kind begreifen, was Krähen waren, die schon lange nicht mehr den Himmel mit ihren riesigen Schwärmen verdunkelten? Und besonders geringschätzig sprach Komorans Papa von den Vögeln, weil der Pilot bei der WELT-AIR-LINE war. Manchmal machte ihm Mama Vorwürfe deswegen, aber das alles war nur ein Geplauder über den Schutz anderer Lebewesen, um beider Gewissen zu beruhigen, da sie im Umweltamt arbeitete und dafür verantwortlich war, dass die Natur nicht noch mehr zerstört wurde. „Die Kinder verlernen immer mehr, was eigentlich ein Tier ist, Papa!“ sagte Mama, deren warme Stimme dann manchmal bebte.

Papa gestand jedes Mal, dass etwas Wahres an dem sei, was Mama sagte, aber zu helfen wusste er auch nicht. Wovon hätte er auch reden sollen, denn ihn kümmerte mehr der Schutz der Menschen in der Luft, und das klang stets wie die verkörperte fliegerische Klugheit. Also mussten die Vögel eben weichen, zumindest im lebenden Zustand, im toten nicht, im gebratenen schon mehr, da er gern aß, wie er immer betonte.

Und nun hatte sich doch tatsächlich eine Krähe auf ihr Gartentor verirrt.

„Noch vor ein paar Jahren war das ganz anders, Komoran, da saßen auf dem Tor viele, wie Hühner auf der Stange.“

Manchmal ließen sie sich sogar von mir füttern. Die da auf dem Gartentor, Kind, das ist heutzutage ungewöhnlich, so nahe beim Haus, aber vielleicht ist sie krank, die

sitzt ja fast bewegungslos, so phlegmatisch.“

„Vielleicht ist diese Krähe ein verlottertes Tier.“

Beide blieben ruhig hinter dem Fenster stehen, um es nicht zu erschrecken, weil es sich nicht rührte.

Die Spannung wollte aus Komorans Gesicht nicht weichen, und die Neugier, ein fast unbekanntes Tier zu beobachten, dauerte bei dem Mädchen an.

„Krähen sind eigentlich ganz schön frech, aber mit der da stimmt etwas nicht, Mädchel, die sitzt zu ruhig, gibt keinen Laut; dieser Flügel, der da so weit vom Körper absteht, und so geduckt hockt sie.“

Diese Krähe wirkte wie ausgestopft, so bewegungslos saß sie auf dem Gartentor.

„Früher, als ich Kind war, da waren Krähen mitunter eine Plage. Da gab es überhaupt so manches, was heute ausgestorben ist. Am liebsten hackten sie auf Feldern herum, aber die Bauern verdarben ihnen die Futtersuche, indem sie sie abschoßen, oder vergiftete Körner streuten.“

Um den Mund der Großmutter spielte ein wenig ein mitleidiges Lächeln, als sie auf das Mädchen blickte.

„Tja, so sind wir Menschen, die wir uns verderben und alle anderen Lebewesen, wenn sie angeblich keinen Nutzen mehr bringen, Komoran. - Komm, schauen wir nach, was mit ihr ist, vielleicht können wir ihr helfen und diese wohl beinahe letzte Krähe retten.“

Eilig stiegen beide die Treppe in den Garten hinab. Und als sie aus dem Haus traten, blickten Komorans Augen suchend zum Tor, die Krähe aber schien verschwunden. Allerlei Vermutungen teilte sie gleich der Großmutter mit. Aber weil langes Spintisieren nicht ihre Sache war, tat sie schweigend einige Schritte auf das Gartentor zu.

„Die Krähe!“ rief Komoran. „Dort liegt sie auf der Erde, Großmutter!“

Die alte Frau schlurfte langsam heran und seufzte.

„Sie ist ja tot, Großmutter!“

Dem war wirklich so: Das Tier lag leblos auf der Erde. Großmutter stand hager und schweigsam vor dem schwarzen Vogel. Dass es sich um die Krähe handelte, die auf dem Tor gesessen hatte, war eindeutig, denn der Flügel stand auch jetzt noch ab, so, wie sie im Schnee lag.

„So sieht also das Sterben aus, Komoran“, sagte die Alte und zeigte auf das zu ihren Füßen liegende Tier.

Da ruhte das Dunkle auf der Erde vor der Gartentür. „Das arme Tier hat seinen Kampf mit diesem kaputten Flügel aufgegeben.“

Komororan zuckte zusammen und wollte die Krähe mit bloßen Händen aufheben, aber Großmutter verbot das, weil man nicht wissen konnte, meinte sie, mit welchen Giftstoffen, von Menschen ausgestreut, sie vielleicht in Berührung gekommen sei.

Komororan hielt inne und versank ein wenig in kindliches Nachdenken, das ihren Augen ein paar Tränen entlockte, denn die Krähe lag auf dem Rücken, sie war mittlerweile steif gefroren, der eine Flügel stand noch immer ab, und an den Federn zauste der Wind, der über den Boden fegte.

„Dieser Flügel scheint auf uns zu zeigen. – Ich muss hier an ‚Martha‘ denken, die Wandertaube.“

„‚Martha‘? Wer ist das, Großmutter?“ fragte Komoran, zwei kleine Tränchen sich aus dem Gesicht wischend.

„‚Martha‘ – auch ein Opfer der ach so fürstlichen Menschheit, Komoran! – Das war am 1. September 1914, da starb ‚Martha‘ in einem Zoo von Cincinnati. – Weißt du, wo das liegt? – Im heutigen europäischen Amerika, im Staate Ohio. – Und da Menschen manchmal pflicht- und treuergessene Kreaturen sind, ließen sie ‚Martha‘ – das war die letzte Wandertaube auf unserer Erde – einfach sterben.“

Das Mädchen starrte missmutig auf Großmutters trauriges Gesicht.

„Jetzt ist’s wohl auch mit den Krähen so, denn ich habe schon lange keine mehr gesehen, bis auf diese da, die auf unserem Tor hockte und nun tot auf der Erde liegt.“

„Woher weißt du denn das mit ‚Martha‘ so genau, Großmutter?“

„An diesem Tage, Kind, wurde deine Urgroßmutter geboren, deshalb. – Wenn die Vögel mal ganz weg sind, hat man auch keine Freude mehr am Leben, Komoran! Ach, hässlich wie die Sünde ist das. Da kann man den Glauben verlieren. Und dieser alternde Erdteil Europa gibt so viel Geld für alles Mögliche aus, nur nicht für das Erhalten des Unwiederbringlichen wie diese Krähe da.“

Die Enkelin sah Großmutter bekümmert an. „Ich verliere den Glauben nicht, Oma!“

„Die Wandertauben lebten in Amerika in riesigen Scharen. Lange Schwänze hatten sie und bauten ihre Nester auf hohen Waldbäumen. Es gab so viele Wandertauben, dass die Amerikaner wahre Massenschlächtereien unter ihnen anrichteten und große Schweineherden monatelang Nahrung fanden. Eine Kommission in Ohio wollte danach die wenigen Wandertauben schützen, aber die Regierung in Amerika sagte, es gäbe noch genügend von diesen Vögeln, da brauche man das nicht, wie eben Regierungen oft dumm daherreden. Und 1914 lebte also nur noch eine einzige Wandertaube, die dann starb.“

Großmutter schmierte sich die Hände mit einer Schutzsalbe ein, Komoran grub mit Gartenhandschuhen und Schaufelchen ein kleines Grab in der Nähe der Gartentür, auf der sie gesessen hatte. Die Krähe wurde hineingelegt und mit Erde und einigen grünen Zweigen von einem Nadelbaum abgedeckt.

„Wenn du mal das europäische Amerika betrittst, Komoran, kannst du ‚Martha‘ ausgestopft sehen, so traurig ist das alles – auch an der Stätte ihres ehemaligen Glücks. Schade um die Tiere, Komoran.“

Holger Hartenstein

1940 in Meißen geboren, derzeitige Tätigkeit Honorar Dozent im Europäischen Bildungswerk für Beruf und Gesellschaft für Germanistik und Kommunikationswissenschaften. So auch meine Studienrichtungen.

Seit 1972 wohne und arbeite ich in Halle/Saale und in Bennstedt, unweit Halles.

Schreibe Gedichte und Kurzgeschichten, von denen einige gedruckt wurden, aber auch literaturtheoretische Veröffentlichungen. Neben der Literatur großes

Interesse für klassische Musik – die Italiener, Beethoven und Chopin insbesondere.

Ein Stück des Weges

Es dämmerte bereits, als wir von einem Verwandtenbesuch in Klosterneuburg aufbrachen. Nach etwa zehnminütigen Fahrt sahen wir am Straßenrand eine alte, grünlich gekleidete Frau mit Gehstock und Billasackerl in der Hand winken. Norbert hielt an, kurbelte die Fensterscheibe herunter und fragte, ob wir behilflich sein könnten. Die Frau bat uns, sie mitzunehmen.

„Wohin wollen Sie denn?“ fragte ich sie.

„Nach Oberdöbling, bitte schön. Dort ist ein Heuriger und da möchte ich Zither spielen.“

Norbert, mein damaliger Freund, und ich sahen einander an; wir beide hatten denselben Gedanken. Diese verwirrte Frau war offensichtlich nicht bei Sinnen und möglicherweise aus einem Pensionistenheim ausgegangen. Was sollten wir machen? Einfach weiterfahren? Inzwischen war die Frau ins Auto gestiegen und hatte es sich hinten bequem gemacht. Nach und nach erzählte sie ihre Lebensgeschichte... Sie lebt bei ihrer Tochter und dem Schwiegersohn und der jüngeren Kusine in einem Zweifamilienhaus. Weil sie den Dreien nicht auf die Nerven gehen will, hat sie sich voriges Jahr eine Zither zugelegt und angefangen, sich selbst ein paar Lieder beizubringen.

„Wo ist denn Ihre Zither?“ fragte ich unmißverständlich, während Norbert Richtung Oberdöbling fuhr.

„Na, dort beim Heurigen!“ rief sie.

Etwa 30 km waren es bis dorthin und uns

wurde immer mulmiger bei dem Gedanken, daß es dort weder den besagten Heurigen gab noch irgendwer diese Frau kannte.

Die Frau schilderte, daß sie fast jeden Abend per Autostop zu dem Heurigen „zur grünen Rebe“ fährt, dort Zither spielt und dann erst um Mitternacht wieder per Autostop oder mit dem Taxi heimfährt.

„Wißt ihr, ich bin die Zither-Steffi und weil ihr so nett seid und mich mitgenommen habt, schlage ich vor, zum Heurigen zu kommen mit mir und die erste Melodie spiele ich für euch.“

Inzwischen standen ihr die Schweißperlen auf der Stirn und wir wußten nicht, wie wir diese alte Frau wieder loswerden konnten. Die Zither-Steffi plauderte lustig weiter, unterhielt sich auch mit unserem Hund Claudius (ein Labrador), welcher sich zu ihr kuschelte und dirigierte unser Auto zu dem Heurigen.

Wir hielten an und sie kletterte umständlich aus dem Wagen. ‚Wenigstens gibt es das Lokal wirklich‘, dachte ich und wir gingen gemeinsam hinein. Dort wurde sie freudig vom Wirt und zwei Gästen begrüßt. Die Zither-Steffi bat uns, an einem Tisch Platz zu nehmen, ein wenig zu warten und verschwand.

Eine Viertelstunde später kam sie wieder und hatte ein schönes Kleid aus beigebraunem Seidenchiffree an. Eine weiße Perlenkette schmückte ihren Hals. Unser Claudius hatte es sich auch bequem gemacht. Steffi ging zu einem Tisch, wo

die Zither schon bereit lag, und fragte Norbert, was sie denn spielen soll. Norbert wünschte sich die Melodie: „Machen wir´s den Schwalben nach, baun wir uns ein Nest“.

Und sofort fing die Zither-Steffi zu spielen an. Wir waren erstaunt, beschämt und angenehm berührt zugleich.

Der Wirt bestätigte, daß die Zither-Steffi jeden Abend, wenn ausgesteckt ist, auf diese abenteuerliche Weise herkommt und die Gäste unterhält. Als Lohn erhält sie ein Essen und ein Glas Wein, antialkoholische Getränke so viel sie möchte.

Ob sie denn keine Angst habe, mit 75 Jahren so oft Autostop zu fahren, fragte ich sie.

„Na, ich war nie eine Ängstliche – wenn einer ‚zutraulich‘ werden würde – käme der Stock in Aktion“, lachte sie.

Tief beeindruckt führen wir heim – die Angst war längst gewichen und Göttin

Fortuna hatte wieder mal ihr Glückshorn ausgeschüttet.

Heuriger = das ist ein Lokal, wo es erlesene Weine und gegrilltes Schweinefleisch gibt mit Brot. Meist kann man dort auch im Freien sitzen.

Es gibt auch Stadtheurige in Wien. Das ist typisch wienerisch.

*Elfriede Camilla Herold
in Wien/ Österreich geboren, arbeitete als
Damenschneiderin und ist jetzt im
Ruhestand. Seit 1984 schreibt sie
Kurzgeschichten, Märchen, Lyrik,
experimentelle Prosa, Schmunzel-
geschichten, Satiren u.v.m. Veröffent-
lichungen in Anthologien, Literaturzeit-
schriften und Internetforen im In- u.
Ausland, zahlreiche Lesungen in Wien.*

Eingenickt

Es pulsierte orangefarben an der hellen Zimmerdecke vom Blinker eines Wagens, der unten vor dem Fenster hielt. Die Ampel schaltete auf Grün um. Dann huschten grelle Scheinwerferflecken über die weiße Tapete.

Er sah aus dem Fenster. Es dämmerte grau und die trübgelben Straßenlaternen waren schon angeschaltet. An der gegenüber liegenden Straßenseite stand ein riesiger grauer Wohnblock. In einem der goldenen Fenster reckte sich von unten ein rosafarbenes nacktes Bein. Dann erlosch das Licht.

Neben dem Haus sah er ein Flugzeug zum Landen ansetzen, dessen Scheinwerferkegel sich hell in die blaue Dunkelheit bohrten. Die Mondsichel stand silbern am Himmel. Es war Montagabend, ein Abend, wie jeder andere auch.

Er setzte sich in seinen Lieblingssessel und schaltete das Fernsehen mit der Fernbedienung an. Es kam die Landesschau, die „Aktuelle Stunde“. Kurze Zeit später war er eingenickt.

Er sah sich um und dachte, er wäre zu Hause. Doch er erblickte eine fremde Stadt. Überall Türme, die er noch nie gesehen hatte. Steil und nach oben hin spitz zulaufend ragten sie in den schwarzen Himmel und schienen perlmuttern und diamanten zu schimmern und zu blinken wie Zähne eines Drachen vor einem unendlich tiefen Schlund.

Er blinzelte und war daheim. Daheim, in dem Haus, in dem sie einige Jahre gewohnt hatten. Seine verstorbene Mutter war da und hatte Kuchen auf den Tisch gestellt. Von dem aß er nun. Der Kuchen war ganz weiß von Zucker, schmeckte aber nach

Apfel, und er aß und aß. Dann erschien Sigrid, mit der er schon lange nicht mehr zusammen war. Sie trug eine blaue Jeans und einen blauen Angorapullover. Sie begrüßte ihn und seine Mutter. Die beiden Frauen unterhielten sich und er konnte nicht hören, worüber. Er hätte Sigrid gerne in die Arme genommen und ihre Wärme gespürt. Aber sie beachtete ihn nicht.

Er liebte sie immer noch, aber sie sagte, sie müsse längere Zeit fort, weit weg nach Übersee. Vielleicht würde sie wiederkommen, aber das wusste sie noch nicht. Sie sagte, sie würde ihn anrufen. Er wusste, dass er sich darauf nicht verlassen konnte. Schließlich war sie weg und hinterließ einen schwarzen Schatten in seinem Herzen.

Er ging in den Garten, der an das Haus grenzte, und in dem die Sonne schien.

Alles wuchs wie 2.88 T () v g k i e srot Tj0 -13.
kGrs

Mein Traum

Ich habe dich gesehen und es war um mich geschehen
 mich gleich verliebt in dein Erscheinungsbild.
Deine Ausstrahlung hat mich umgehauen,
 wie kann man nur so vollkommen sein?
Sanft gleiten meine zitterigen Hände
 über deine ebenmäßigen Flanken,
 dabei kommen mir ganz wilde Gedanken.
Meine Augen sind geblendet von solch einer Schönheit.
 Deine Erscheinung macht mich ganz irre.
Möchte dich besitzen, geborgen fühlen,
 aber für mich bist du unerreichbar.
Spüre die Kraft in dir, die ich nicht zu bändigen vermag.
 Doch leider bist du ein paar Nummern zu groß für mich,
in jeder Beziehung.
Aber für einen kurzen Moment konnte ich von dir träumen,
 dir nah sein, dich spüren mit all meinen Sinnen.
Doch du bleibst für mich nur ein Traum, mein Traum.

Du feuerroter Mercedes SLS, AMG

Angelika Schranz

geb. am 15.1.1955 in Marburg an der Lahn, wo ich auch heute noch mit meinem Mann und beiden Kindern lebe. Ich habe Spaß am Schreiben und versuche, die vielen Gedanken und Eindrücke aus meinem und unserer aller Leben in Gedichten, Erzählungen und Kindergeschichten noch einmal aufleben zu lassen. Einige Veröffentlichungen in Anthologien. Mein Gedicht „Liebe“ wird in den kommenden Sammelband der Bibliothek deutschsprachiger Gedichte aufgenommen. Das Gedicht „Sturm“ in der Edition der Brentano-Gesellschaft Frankfurt.

**lauf
kundschaft**

sich im schmerz verlaufen
sich dem hass verkaufen
sich in klagen wiegen
sich an zweifel schmiegen

sich im groll verlaufen
sich der gier verkaufen
sich in so vielem irren
sich den sinn verwirren

sich der leere verschreiben
sich von vorbildern trennen
sich aus und einverleiben
lassen. heißt: bloßnixbekennen

und das andre e i n e
eine, die ich meine
scheu vergossne träne
setzt sich stumm in scene

kullert über falten
zeugt vom zwiespaltwalten
kullert, purzelt, rinnt
sag, wo tröster sind?

dann sein i c h verkaufen
blindlings a m o k laufen
gedanken, die sich melken
und zum schluss verwelken

geschrieben
21.11.2010

Essen/ Ruhr

*Arno
Peters*

Rezension: „Spiegelschrift“ von Norbert Sternmut

Dieser Lyrikband schildert in verdichteter Sprache Momentaufnahmen des Lebens. Einige Worte lang bleibt alles stehen, Farben und Formen klaren und schärfen sich, Geräusche klingen lauter und Gerüche werden intensiver. Die hoffnungslose Grundstimmung analysiert und beschreibt. Leid und Wut werden Wort, es geht um Krankheit, Tod und andere Grenzen des Menschen. Ein zweites Themenfeld ist die Intensität der Sexualität und körperliche Nähe. Die Frau bleibt jedoch ein namenloses Du, das sich aus Körperteilen zusammensetzt und Empfindungen auslöst, selbst aber undurchsichtig bleibt.

Leseproben:

Reklame

Gegen die Wand.
Erleuchtet das Neonlicht
Den Seelenriegel,
Schokotod.
Automarken im Wettstreit
Als Gebet ein Hilferuf
Der Industrie.
(Kauft, was ist egal)
Gräbt es sich
In die Gedankenkresse,
Wird der Kassensturz
Himmel und Meer,
Besternt als Sinnbild,
Bestimmt als Schädelstatt.

Elfriede auf Erden (2)

Felsig, morgens,
Das Sprachfenster, offen, zornig,
Mit Stein und Stangl,
Stehst du mir nah,
Getrieben als Worttier,
Theaterfrau, Elfriede.
Was wirfst du in den Wunschbrunnen,
Nach Preis, Leistung,
Monolog und Sportstück,
Tag um Tag, am Bühnenrand
Der Nacht nach den Herzattacken,
Staatsaffären,
Therapiestunden.

Das Buch beeindruckt durch ungewöhnliche Wortkombination und Wortschöpfungen wie: Denkkreis im Kornfeld, Neidhammel an Schaufensterscheiben, abgewortet und sprachverriegelt sowie der Satzsäure und dem Denkschatten. Und so ist es trotz der kühlen Grundstimmung eine sprachliche Entdeckungsreise.

POP Verlag, 2011
Taschenbuch, 98 Seiten
14,00 €
ISBN 978-386356-007-2

*Norbert Sternmut,
1958 in Stuttgart geboren, lebt in
Ludwigsburg bei Stuttgart. Seit 1980 ca.
90 Veröffentlichungen in Anthologien und
Zeitschriften, zahlreiche Buchveröffent-
lichungen (Romane, Lyrik, Theater) in
verschiedenen Verlagen.
www.sternmut.de*

Rezensiert von Andrea Herrmann

Rezension: „Teufel auch! – Ein höllisches Lesevergnügen“ von Jürgen Ludwig (Herausgeber)

In den 30 Geschichten dieser Anthologie geht es stets auf die eine oder andere Art mit dem Teufel zu: witzig, nachdenklich, oder beides zugleich. Der Blick hinter die Kulissen der Hölle offenbart nur zu irdische und menschliche Schwierigkeiten, wie beispielsweise die, seine Tochter zur Übernahme des Familienunternehmens zu bringen, die Hölle kostendeckend zu managen oder auch nur deren Hotline. Wir staunen mit Satanisten, denen der Leibhaftige tatsächlich erscheint, und erfahren, was man auslöst, wenn man „Das weiß der Teufel“ sagt.

Die Geschichten verwenden die traditionellen Jenseitsvorstellungen von Himmel und Hölle, aber mit bedeutsamen Variationen und karikierender Zuspitzung. Es werden auch die alten theologischen Fragen behandelt nach der Dualität von Gut und Böse, insbesondere wenn man bedenkt, dass Luzifer ein gefallener Engel ist. Und wie verbinden sich Jenseits und Diesseits? Wie unterscheiden sich Illusion, Wahnsinn und Realität?

Trotz des heißen Themas gelang ein lockeres, leichtes Buch, das ständig schmunzeln lässt. Meine Lieblingsgeschichten waren diese: 1.) Herr Ahrymann ist ein von den Behörden einer kleinen Gemeinde zugewiesener Teufel, der sich leider schwer damit tut, mit oder ohne Arbeitsagentur einen Job zu finden. Und das obwohl er so zuverlässig arbeitet. „Als das Haus fertig war, beantragte er die Zuweisung einer Teufelin. Es ist nicht gut, dass der Mensch alleine sei, bitte schön, begann er in perfektem, wenngleich manchmal etwas altfränkischem Deutsch seine Eingabe und berief sich auf die Menschenrechte sowie einige Paragraphen des Ausländer- und des EU-Rechts. Wahrscheinlich wusste er die von seinem Nachbarn, dem Rechtsanwalt – dem, der

immer über meinen Zaun springt, wenn er mir etwas erzählen will. Der Rechtsanwalt kennt sich aus, weil seine erste Frau Südamerikanerin war.“ Die Zuweisung der Teufelin klappt, aber leider scheitert Herr Ahrymann, als er seine Bronchitis behandeln lassen will: „In unserem Krankenhaus haben die Nonnen das Sagen, und die behandeln einen wie ihn natürlich nicht. Außerdem hatte er keine Krankenversicherung, das Fremdrentengesetz griff hier nicht, und das Sozialamt wollte für keine Behandlung aufkommen. Es sei nicht geklärt, ob es sich um eine unter das Bundeskrankenversicherungsgesetz, Paragraf sowieso und soundso, fallende Erkrankung handele, und außerdem handele es sich bei dem Erkrankten um den Angehörigen eines Nicht-EG-Landes (sie trauten sich nicht zu schreiben, er sei kein Mensch). Diesmal wusste der Teufel keinen Paragrafen und machte keine Eingabe. Er hatte wohl auch seinen Teufelsstolz.“ 2.) Dann gibt es noch ein teuflisches Navigationsgerät für alle Lebenslagen. Natürlich führt es auf allen verführerischen Umwegen stets in die Hölle. 3.) Luzy, des Teufels Tochter, geht mit Angel, liest die Bibel, hört Gregorianische Chormusik und Gospelchöre, und sie trägt plötzlich scheußliche weiße Spitzenkleidchen statt der schwarzen Lederklamotten, die ihre Eltern ihr gekauft haben. Die besorgten Eltern hoffen, es handle sich dabei nur um eine Phase.

Mein Gesamturteil zu diesem Buch: empfehlenswert.

Cenarius Verlag, 2009, 14,80€
Taschenbuch, 228 Seiten
ISBN 978-3-940680-17-4

Rezensiert von Andrea Herrmann

Rezension: „Der Rosenmagier II – Kampf um das Wolken Schloss“ von Bettina Weber

Die Geschichte um Pirino und Lunara geht weiter. Im ersten Band (siehe Veilchen-Ausgabe Nr. 30 im Juli 2010) lernten wir die beiden 14-Jährigen kennen: Pirino, Sohn des Stadtrichters Romerto von Syrlin, und Lunara, Tochter des Korbflechters und ehemaligen Priesters Salco. Ihr Gegenspieler ist der grausame, vor nichts zurück schreckende Oberpriester Valbred, der im Wolken Schloss dem Rosoboziom-Orden vorsteht.

Im ersten Band hatten die Kinder gelernt, dass sie zusammen halten müssen. Jedenfalls Pirino und Lunara haben ihre Lektion behalten. Lunaras 10jährige Schwester Solina jedoch geht gleich zu Beginn des Buchs verloren und die Suche nach ihr bringt Gefahren und Schmerzen mit sich. Die Feinde sind hinter der Milch des Rüsselwolfs her, dieser wunderbringenden Flüssigkeit, die der Rosenmagier – die Gottheit Merviliens – dringend braucht, um zu gesunden und am Leben zu bleiben. Ohne ihn und ohne diesen wertvollen Flakon geht diese Welt unter! Das Fläschchen wandert durch viele Taschen und Hände. Bereits auf den ersten Seiten überschlagen sich die Ereignisse: Verrat, Magie, Folter, Rettung.

Doch Pirino und Lunara geben nie auf, ganz gleich welche Niederlage sie erleiden und was ihre Feinde ihnen antun. Sie nehmen jede Mühe auf sich. Wochenlang exerziert Pirino härtestes Magie-Training, um besser zu werden als sein Gegenspieler. Pirinos wichtigste Lektion: „Du *musst* lernen, deine Kräfte, ja, sogar deine Gedanken und Gefühle unter Kontrolle zu halten, ganz gleich, was mit dir oder um dich herum geschieht.“ Stets finden die Helden in ausweglosen Situationen Hilfe von unerwarteter Seite. Wer hätte im Wolken Schloss Verräter erwartet? Oder Aufständische in Syrlin? Und woher kommen plötzlich diese wundersamen

Fabelflöter? Diese hübschen rosafarbenen Vögel wissen Rat für Lunaras hoffnungslose Situation: „Solange du lebst, hast du es in der Hand, die Dinge zu ändern. Niemand hat behauptet, dass das einfach wäre. Aber wenn du danach Ausschau hältst, wirst du immer einen Weg finden, der dich weiterbringt.“ Nein, wer das Rechte will, der ist nie allein.

Bei diesem Roman handelt es sich ganz klar um eine Geschichte für Kinder und Jugendliche, wo die Bösen abgrundtief böse und die Guten liebenswert sind. Die Fehler und Mängel der Helden erinnern die jungen Leser sicher an ihre eigenen: Ungeduld, Selbstsucht, Langeweile, Ungehorsam.

Schade nur, dass der knappe Schreibstil die Figuren der Geschichte steif und klischeehaft erscheinen lässt und die Geschichte als konstruiert. Die Autorin hetzt den Leser in rasantem Tempo über Stock und Stein, dass ihm Hören und Sehen vergeht. Differenziertere Gefühle hätten den Helden mehr Tiefe gegeben.

Band III der Trilogie ist in Vorbereitung. Pirino ließ in seiner Güte die Feinde leben, um das neue Zeitalter nicht mit Blutvergießen zu beginnen. Und deren Abschiedsworte lauten: „Bilde dir nicht ein, dass du uns für immer besiegt hast, Sohn des Romerto! Die Stunde unserer Rache wird kommen! Valbred mag tot sein – aber seine Erben leben!“ Wir dürfen uns also auf Schwierigkeiten gefasst machen.

Leseprobe:

Valbredos Werkzeug

Pirino hörte rastlose Schritte, die bald näher kamen, sich dann wieder entfernten. Ein dumpfer Schlag gegen die Tapetentür ließ ihn zusammenfahren.

„Ich weiß, dass er hier in der Nähe ist“, zischte Valbred zornig. „Ich spüre es.“

„Lasst den Kerl doch endlich laufen“, meinte Lodo mürrisch. „Verzeiht, wenn ich so offen spreche, aber dieser Bursche tanzt Euch auf der Nase herum und macht Euch im ganzen Palast lächerlich. Warum lasst Ihr Euch das gefallen? Was in aller Welt ist so Besonderes an ihm, dass Ihr solche Mühe auf ihn verwendet?“

„Wie dem auch sei, Ihr solltet Eure Zunge hüten, Grünschnabel“, wies Trumon ihn zurecht.

„Seine Gnaden ... äh ... der ehrwürdige Valbreda ... äh ... hat seine Gründe“, bellte Gonfio.

„Ja, ja, ja, ich weiß schon“, leierte Lodo alles andere als respektvoll. „Jetzt kommt wieder die alte Geschichte ... aber es gibt noch andere Novizen oder Priester im Wolkenschloss, bei denen sich das Blut zweier Magier vereinigt! Mich zum Beispiel.“

In seinen Worten lag so viel gekränkte Eitelkeit, dass Pirino trotz der lebensgefährlichen Situation, in der er sich befand, schadenfroh grinste.

„Wie... äh... könnt Ihr es wagen...“

„Es ist doch wahr! Im Gegensatz zu ihm bin ich Euch treu ergeben! Also sagt es mir: was kann er Euch bieten, was ich nicht auch könnte?“

„Seid still!“ fuhr Valbreda dazwischen. In die unangenehme Stille hinein sagte er: „Es ist zwar allein meine Angelegenheit, aber ich will Euch trotzdem antworten.“

Aufgeregt schlich Pirino zur Tür und presste sein Ohr dagegen, damit ihm kein Wort entging.

„Es mag Euch gefallen oder nicht, aber für meine Pläne brauche ich diesen Jungen und niemanden sonst. Er ist außergewöhnlich! Im ganzen Schloss werdet ihr keinen Priester oder Novizen finden, der ihm gleichkäme. Mit seiner

magischen Begabung könnte er mühelos den gesamten Palast beherrschen. Selbstverständlich hat er davon keine Ahnung – und wenn er es erfährt, wird es ihm nichts mehr nützen.“

NOEL-VERLAG, Dezember 2010

ISBN 978-3-910-209-31-3

354 Seiten – Preis: 18,90 EUR

www.noel-verlag.net

Bettina Weber wurde in Frankfurt am Main geboren und ist als freischaffende Konzertsängerin, Gesangspädagogin, Ensembleleiterin und Komponistin tätig.

Mehrere ihrer Opern- und Vokalkompositionen, für die sie jeweils auch die Texte selbst verfaßte, wurden beim Internationalen Siegburger Kompositionswettbewerb mit Preisen ausgezeichnet.

Neben ihrer Beschäftigung mit Musik und Theater gilt ihr großes Interesse der Schriftstellerei und dem Übersetzen aus der italienischen und holländischen Sprache. 2002/2003 absolvierte sie erfolgreich die vom Augsburger Weltbild-Verlag angebotene Autorenschule. Bereits in dieser Zeit wurden mehrere ihrer Kurzgeschichten veröffentlicht, sowie „Märchen von Meer und Erde“, eine Sammlung ischiatischer Fabeln, die sie aus dem Italienischen übersetzte.

Ihr Schwerpunkt als Autorin liegt im Bereich der Fantasy-Literatur, daneben schreibt sie Kurzgeschichten und Märchen. Ihre Kinderbücher „Julias Ferien“ und „Der Esel Cosidesimo“ erschienen als eBooks im MeaLittera Verlag.

Ferner ist sie sporadisch für verschiedene Internet-Portale als Texterin tätig.

Rezensiert von Andrea Herrmann

Presseinformation: „Islas Canarias“ von Wolf Schneider

Im Interview: 2A-Autor Wolf Schneider zu seinem historischen Roman „Islas Canarias“.

Geschichte, alte Kulturen, Fantasie und Begeisterung - der Stoff aus dem Romane entstehen. Die Akademie freier Autoren sprach mit einem ihrer Autoren, der im 2A-Verlag bereits zwei historische Romane veröffentlicht hat: „Konradin von Utkoven“, der in der Ritterzeit spielt, und „Islas Canarias“, in dem der kastilische König im Jahr 1402 die Eroberung des Archipels befiehlt.

Wolf Schneider ist 1969 in Belsen geboren und lebt heute sowohl im badischen Buchenbach bei Freiburg als auch im württembergischen Mössingen, zusammen mit seiner Frau und seinem kleinen Sohn. Seit seiner Jugend begeistert er sich für Geschichte und alte Kulturen. Dieses Interesse begleitet ihn auch auf unzähligen Reisen in alle Kontinente. Eine besondere Faszination übte dabei der Kanarische Archipel auf ihn aus: Das Leben und Schicksal der dortigen Ureinwohner zog ihn so in den Bann, dass er auf deren Spuren alle Kanarischen Inseln bereiste und auf diese Weise die Inspiration für seinen historischen Roman „Islas Canarias“ fand.

2A-Verlag: Sie haben bereits viele arabische Länder bereist. Im letzten Jahr besuchten Sie neben Israel und dem Westjordanland auch noch Marokko.

Schneider: Ja, wir waren im hohen Atlasgebirge und haben dort durch Zufall eine Berberfamilie und ihre Lebensweise kennengelernt. Diese Menschen leben dort

ohne fließend Wasser und Strom, nur auf Teppichen, die auf dem Boden als Schlaflager ausgelegt sind, zusammen mit ihren Ziegen unter einem Dach. Das können sich Bürger hier kaum vorstellen – das muss man selbst gesehen und erlebt haben.

2A-Verlag: Konnten Sie sich mit der Familie über Ihre Wünsche unterhalten?

Schneider: Die Kommunikation war sehr schwer, da sie leider nur ihre Berbersprache sprechen und nur vereinzelte französische Worte kannten. Das Sprechen fand mehr mit Händen, Füßen und gemalten oder schon vorhandenen Bildern in meiner Kamera statt. Im Nachhinein hätte ich es doch einmal mit alten überlieferten Guanchenwörtern versuchen sollen.

2A-Verlag: Um dieses Volk geht es ja in Ihrem neuen Roman „Islas Canarias“.

Schneider: Genau. Die Guanchen sind die Ureinwohner der Islas Canarias, der Kanarischen Inseln. Ihre hellhäutigen Berbervorfahren sind in mehreren Wellen seit ca. 1000 vor Chr. über das Meer von Marokko aus auf die Kanaren ausgewandert. Von den Gipfeln der Westsahara aus kann man bei sehr klarem Wetter Lanzarote und Fuerteventura sehen. Auf den sieben Inseln lebten sie auf Steinzeitniveau viele Jahrhunderte weitgehend unbehelligt, bis 1402 die Kastilier kamen. Hier setzt nun auch die Geschichte meines Romans ein.

2A-Verlag: „Islas Canarias“ ist ein faszinierender Abenteuerroman, schreibt

ein Kritiker im Internet. Wie ist das Werk entstanden?

Schneider: Mit Hilfe uralter Chroniken und Überlieferungen wahrer Begebenheiten, mündlich übermittelten Sagen, schriftlich festgehaltenen wahren Begebenheiten und meiner eigenen Fantasie. Auf den ersten Seiten meines Buches ist auch eine Original-Seekarte aus der Zeit der Eroberung mit San Borondon (1698) abgedruckt – mit freundlicher Unterstützung der spanischen Seefahrtsbehörde. Das alles hat mich natürlich viel Zeit gekostet, die ich aber gerne investiert habe, denn so ist das Werk wirklich rund geworden. Auslöser für dieses Buch ist vor allem meine Liebe und Begeisterung für die Kanarischen Inseln.

Was ich allerdings bei den Recherchen gefunden habe, enthält nicht nur die romantische Geschichte über die Inseln der Glückseligen, sondern eben auch tragische Schicksale und die weitgehende Zerstörung einer vielleicht fast paradiesisch perfekten Gesellschaft – sofern eine solche auf dieser Erde überhaupt möglich ist.

2A-Verlag: Welche der Inseln liegt Ihnen am meisten am Herzen?

Schneider: Mir ist El Hierro, die kleinste und am wenigsten besuchte, ganz besonders ans Herz gewachsen. Zumal dort auf ihr auch der Wunderbaum Garoe, der Arbol Santos steht. Dort kann man von der Höhe El Binto auf El Hierro aus die „Achte Insel“ sehen, die im Abstand von einigen Jahren plötzlich früh morgens deutlich am Horizont auftaucht und gegen Mittag wieder im Dunst verschwindet. Diese geheimnisvolle Insel, welche den Namen San Borondon trägt, und von der sich in den Literaturaufzeichnungen ca.

tausend Beschreibungen finden lassen, ist ebenso ein zentraler mystischer Punkt des Geschehens in „Islas Canarias“ wie auch die große Mauer zwischen dem Süd- und Nordreich auf Fuerteventura oder die Pyramiden von Güimar auf Teneriffa. Jede der Insel hat ihre unglaubliche Geschichte.

2A-Verlag: Wir sind gespannt, zu welchem Ziel uns Ihr nächster Roman mitnehmen wird...

Wolf Schneider: Islas Canarias
2A-Verlag, ISBN 978-929620-39-9,
568 Seiten, 19,80 €
Leseprobe: www.2a-verlag.de/leseproben/w.schneider_islas-canarias.pdf

Wolf Schneider: Konradin von Utkoven
2A-Verlag, ISBN 978-3-929620-27-8,
260 Seiten, 17,40 €
Leseprobe: www.2a-verlag.de/leseproben/w.schneider_konradin.pdf

Nachwuchs-Autoren fördern und unterstützen - dies ist das Ziel der Akademie freier Autoren e.V. (2A).

2A-Verlag / Akademie freier Autoren e.V.
gemeinnütziger Verein
Vorsitzende: Alexandra Schramm
Behringstraße 28 A / Eingang 2
22765 Hamburg

Tel.: 040 / 28 41 83 68
Fax: 040 / 28 41 83 69
E-Mail: info@2A-Verlag.de
Internet: www.2A-Verlag.de

Weitere Bücher und Leseproben finden Sie unter www.2A-Verlag.de

Wettbewerbe

Datum	29.10.2011	30.11.2011
Name	Lyrikpreis Meran 2012	Autorenforum Berlin Literaturwettbewerb
Genre	Gedichte (unveröffentlicht)	Prosa-Text (Kurzgeschichte, Short story) (unveröffentlicht)
Thema		Zwei
Umfang	10 unveröffentlichte Gedichte in 5facher Ausführung	Max. 9000 Zeichen (inkl. Leerzeichen); nur ein Beitrag pro Autor/in
Form	Anonym mit Kennwort; in eigenem Umschlag: Name, Adresse und Bio- Bibliographie	per E-Mail als Anlage im Word-Format; Zwei Anlagen: Kurzvita (bis zehn Zeilen) und Liste literarischer Veröffent- lichungen
Preis	Lyrikpreis Meran: 8.000€- (Südtiroler Landes- regierung), Stiftung Südtiroler Sparkasse: 3.500€ Lesung und Endausscheidung 4.+5.5.2012	1.) 300€ 2.) 200€ 3.) 100€ öffentliche Preisverleihung und Lesung Frühjahr 2012
Teilnehmer	alle deutsch schreibenden Autor/innen, die wenigstens einen eigenständigen Lyrik- oder Prosaband (kein Sachbuch, Drehbuch) in einem Verlag (kein Selbstverlag) veröffentlicht haben	Anthologie der besten Texte
Veranstalter	Südtiroler Künstlerbund/ Literatur und der Verein der Bücherwürmer Lana	Literaturverein „Autorenforum Berlin e.V.“
einsenden an	Verein der Bücherwürmer/ Literatur Lana, Lyrikpreis Meran, Hofmannplatz 2, I-39011 Lana	wettbewerb-autorenforum „at“gmx.de
nähere Informationen	Ferruccio Delle Cave (Präsident) Klaus Hartig (Presse) www.lyrikpreis-meran.org info“at“lyrikpreis- meran.org	www.autorenforum-berlin.de wettbewerb-autorenforum „at“gmx.de

Datum	09.12.2011	10.12.2011	15.12.2011
Name	Goldenes Kleeblatt gegen Gewalt	10. Harder Literaturwettbewerb	Literaturpreis Nordost
Genre	Kurzgeschichte (unveröffentlicht)	Kurzgeschichte (unveröffentlicht)	Schauergeschichte (unveröffentlicht)
Thema	zivilcouragiertes Auftreten gegen Gewalt	Trau keinem über 30	Alles nur aus Liebe
Umfang	Max. 3000 Zeichen (inkl. Leerzeichen); nur ein Beitrag pro Autor/in	Max. 10 Seiten; nur ein Beitrag pro Autor/in	Max. 15.000 Zeichen
Form	2fache Ausfertigung (nur Kopien, keine Originale); anonym mit 6stelliger Kennnummer; in verschlossenen Kuvert mit Kennnummer: Name, Anschrift, Telefonnummer und E-Mail sowie Kurzbiographie	In 5facher Ausfertigung; Schriftgröße 12 Punkt, 33 Zeilen pro Seite	anonymisiert in zweifach gedruckter Ausführung; Name und Anschrift sowie E-Mail-Adresse im Anschreiben
Preis	Abdruck der besten Texte in Anthologie, 5 Exemplare der Anthologie; 1.) 1000€ 2.) 700€ 3.) 500€	1.) 5000€, 2.+3.) 1000€, Veröffentlichung der besten Texte in Anthologie	1. - 3. Preis: Literaturgutachten im Wert von je 350€, Veröffentlichung der besten Texte unter www.literatur-nordost.de
Teilnehmer/innen	vor allem Burgenländer/innen, grundsätzlich aber alle Menschen (ohne Altersbeschränkung)		
Veranstalter	Forum „Gewaltfreies Burgenland“	Gemeinde Hard	
einbringen an	Kinder- und Jugendanwaltschaft, z.Hd. Frau Annemarie Koller, Europaplatz 1, A-7000 Eisenstadt, Österreich	Kennwort „10. Harder Literaturwettbewerb“, Marktgemeindeamt Hard, 10. Harder Literaturwettbewerb, Marktstraße 18, A-6971 Hard, Österreich	Dr. Gregor Ohlerich, Engeldamm 66, D-10179 Berlin
nähere Informationen	Frau Annemarie Koller: Tel.: 0043 (0)57-600-2188, annemarie.koller@at-bgld.gv.at	www.hard.at Bianca Markowitz Tel: +43 5574 697 220 Fax: +43 5574 697 954 bianca.markowitz@at-hard.at	www.literatur-nordost.de post@literatur-nordost.de